

Gedanken auf den Weg

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **78 (1969)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gedanken auf den Weg

Ein besonderes Fest

Irgendwann zu Beginn des Jahres — war es im Januar oder Februar — hörte man in der Abteilung Krankenpflege des Schweizerischen Roten Kreuzes in Bern geheimnisvolles Flüstern: Aus den diesjährigen Examen an den fünfzehn vom Schweizerischen Roten Kreuz anerkannten Schulen für Chronischkrankenpflege würde die tausendste Pflegerin hervorgehen. Tausend! Das ist eine stattliche Zahl, wenn man bedenkt, dass es diese Berufsausbildung erst seit acht Jahren gibt. Man wartete gespannt, doch erst im Verlaufe des Monats März wusste man mit Bestimmtheit, dass es die Schule am Bürgerhospital Basel sein würde, an der der tausendste Fähigkeitsausweis zur Verteilung gelangen sollte.

Natürlich musste der Anlass festlich begangen werden, war er doch auch für die Öffentlichkeit ein Beweis dafür, dass man sich an verantwortlicher Stelle eifrig darum bemüht, dem ständig wachsenden Bedarf an Pflegepersonal gerecht zu werden. Aber wie soll man ein Fest feiern, wenn alle Vorbereitungen streng geheim gehalten werden müssen? Vierzehn Schülerinnen und ein Schüler stiegen am 10. und 11. April ein wenig zitternd und bangend und völlig ahnungslos ob der Bedeutsamkeit des Anlasses ins Examen. Es war ein Examen wie jedes Jahr. Medizinische Fragen nach Entstehung und Symptomen einer Krankheit schlossen sich an einen konkreten Fall an, den die Schüler selbst aus einer Fülle von Fragezetteln ziehen mussten und dann zu erklären hatten. Gab es einen deutlicheren Beweis für die Unbestechlichkeit der Prüfer? Dann hatten die Kandidaten über pflegerische Verrichtungen Auskunft zu geben, und den Schluss des kleinen wohlwollenden «Kreuzverhörs» schliesslich bildeten menschliche Probleme, wie sie sich täglich bei der Arbeit stellen können: «Was tun Sie, damit Sie während der Nachtwache nicht einschlafen? Wie verhalten Sie sich, wenn ein Patient Sie bittet, die vertrautere Form der Anrede, das Du, zu wählen, weil er meint, dass die lange Bekanntschaft das rechtfertigt?» Eine ganze Fülle von Fragen und Problemen scheint sich hier aufzudrängen, denen man im Alltag vorbereitet und gewappnet begegnen muss.

Schon während des theoretischen Examins, dem am Vormittag die praktische Prüfung vorausgegangen war, sah man auf den Abteilungen des Felix-Platter-Spitals in Basel eine Fernsehsequipe eifrig an der Arbeit. Sie fand sich schliesslich auch im Examenszimmer ein, um einen kleinen Ausschnitt der Prüfung zu filmen. Erregte so viel Aufwand — Presse, Radio und Fernsehen — nicht



Aufsehen und stimmte die Schar der Schüler argwöhnisch? Sie ahnten trotz allem nicht das geringste. «Warum sind all die Leute hier? Ist dies Examen etwas Besonderes?» Die Antwort kam, wen man auch fragte, selbstverständlich von den Lippen: «Es geht um die Werbung für den Beruf, und wissen Sie, da machen wir alle mit Freuden mit. Es ist schade, dass man in der Öffentlichkeit noch viel zu wenig von unserer Arbeit weiss!»

Endlich waren die Prüfungen abgeschlossen. Die kleine bescheidene Feier zu Ehren der Kandidaten folgte unmittelbar darauf. Man sass im grossen Personalrestaurant des Felix-Platter-Spitals an gedeckten Tischen. Die Ausweise und Broschen lagen zusammen mit fünfzehn herrlich duftenden, langstieligen Rosen zur Verteilung bereit. Die Schulleiterin, Schwester Greta Surbeck, sprach ein paar Worte, in denen sie Rückschau hielt auf die nun beendete Ausbildungszeit und zugleich den Blick in die Zukunft richtete. Dann sah man helle Lampen aufblitzen, hörte Kameras klicken und wusste als eine der wenigen Eingeweihten, dass nun der grosse Augenblick nahte. Einzelnen traten sie hervor, die fünfzehn glücklichen und strahlenden Kandidaten, die nun den Preis für all ihre Mühe in Empfang nehmen durften. Ein einziger Ausweis aber blieb zurück, Schwester Greta hielt ihn in der Hand, als sie sagte: «Die Ueberreichung dieses

letzten Ausweises möchte ich einem anderen überlassen, unserem hohen Gast nämlich, dem Präsidenten des Schweizerischen Roten Kreuzes, Professor Dr. Hans Haug. Er wird den Grund erklären, der ihn veranlasst, an dieser Feier teilzunehmen und den Ausweis selber zu überreichen . . . » Erstaunen und Freude ging über die Gesichter der ahnungslosen Pflegerinnen, als sie vernahmen, dass eine von ihnen, Hanni Stäheli aus Amriswil, nun den tausendsten Ausweis erhalten sollte.

Eine musste die Tausendste sein, doch fiel trotz dem schönen, frühlingbunten Blumenstraus und trotz der unerwarteten Publizität, die die Auserwählte errang, die Ehre der ganzen Klasse zu. Konnte das schöner zum Ausdruck kommen als durch die grossartige Geste des Basler Stadttheaters, das den fünfzehn Examenskandidaten aus Anlass der Ueberreichung des tausendsten Fähigkeitsausweises Freikarten für eine Theateraufführung überreichen liess?

Doch es wäre gegenüber allen anderen, die an den Schulen hier und dort kürzlich ihre Ausbildung beendeten, nicht gerecht, wollte man nicht auch ihrer gedenken. Durch Zufall fiel uns der Text der Ansprache in die Hände, die Dr. med. Wegmann anlässlich der Ausweisverteilung an der Chronischkrankenpflegeschule St. Gallen gehalten hat. Sie erschien uns auch für einen weiteren Leserkreis bedeutsam genug, um an dieser Stelle auszugeweiht zu werden, enthält sie doch Gedanken über das Menschsein an sich und über die richtige Berufsausübung.

Liebe Pflegerinnen,

Sie sind in eine Entwicklung der Medizin hineingeraten, die wir wohl am besten als das technische Zeitalter bezeichnen können. Sie haben gewiss in der Zeitung über Herzverpflanzungen und über den Streit gelesen, der sich unter den Wissenschaftlern entfacht hat, wann der Tod eingetreten sei und über andere Fragen in diesem Zusammenhang.

Gestatten Sie mir, einige Gedanken zur Herzverpflanzung vorzutragen: Die erste Herznaht erfolgte durch Ludwig Rehn im Jahre 1896. Nach statistischen Erhebungen in den Vereinigten Staaten Amerikas, etwa dreissig Jahre später, überlebten eine solche Operation nur ungefähr fünfzig Prozent der Operierten. In Cleveland (USA) lebt ein vom Hals abwärts gelähmter Mann mit Hilfe von Minicomputern, Elektromotoren und elektrischen

Sensoren, die unter ständiger Aufsicht von Aerzten und Technikern seine Nerven und Muskeln ersetzen und ihm das Umblättern von Seiten, das Kartenspielen, Rasieren und Essen gestatten. Eine Menge Menschen lebt mit von einem Spender eingepflanzten Ersatznieren. Allerdings soll keiner dieser Operierten bisher den Eingriff länger als vier Jahre überstanden haben. In zahllosen weiteren Fällen sind in kranke Menschen Knochen, Knochenstücke, Hautstücke und auch die Hornhaut eines Auges lebender Menschen mit Erfolg eingepflanzt worden. Seit 1967 leben in den Vereinigten Staaten drei Kinder mit transplantierte Leber. Der Verpflanzung von Herzen in Menschen sind zahlreiche Tierversuche vorausgegangen. Am 3. Dezember 1967 hat in Kapstadt ein Arzt mit seinem Team einem fünfundfünfzigjährigen Mann das Herz eines bei einem Verkehrsunfall tödlich verletzten vierundzwanzigjährigen Mädchens eingepflanzt. Am 20. Dezember 1967 ist aber der Herzempfänger bereits an einer Lungenentzündung gestorben. Dem gleichen Mädchen wurde eine Niere entnommen und einem zehnjährigen Mulattenjungen eingepflanzt. Diese Niere musste in einer zweiten Operation wieder entfernt werden, weil sie nicht einwandfrei arbeitete. Seither sind zahlreiche weitere Herzverpflanzungen vorgenommen worden, über deren Erfolg beziehungsweise Erfolglosigkeit Sie ja alle Bescheid wissen.

Von den alten Griechen stammt die Weisheit, dass während des Lebens alles ständig in Fluss sei. Entwicklung muss sein, und Fortschritt soll sein. Wir selbst erleben in unserem Jahrhundert in nie geahnter Eindringlichkeit, wie eine Erkenntnis die andere jagt und damit fragwürdig macht. Es wäre sinnlos, vor dieser Entwicklung die Augen zu verschliessen. Man sollte aber auch nicht die Ehrfurcht vor der Allmacht und dem Leben überhaupt vergessen. Unsere Zeit bringt es deshalb auch mit sich, dass Tabus überwunden werden müssen, weil sie nicht mehr Gewicht haben. Es mag dahingestellt bleiben, ob das Herz Sitz charakterlicher Eigenschaften ist oder nicht, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen sicher nicht. Es handelt sich lediglich um eine Redewendung, die seit mehr als zweitausend Jahren Eingang gefunden hat, weil die Menschheit unseres Kulturkreises das Herz mit Vorgängen des Innenlebens in Zusammenhang bringt.

Der Mensch ist vielleicht nur dadurch Mensch und gottgewollter Herr der Welt, weil er um das ihm bestimmte Sterben weiss und mit diesem Wissen leben muss. Wir würden an die Grundmauern unserer Existenz rühren, wollten wir diese unausweichliche Wahrheit in Frage stellen.

Liebe Pflegerinnen, diese Problematik berührt Sie nur am Rande. Die Verantwortung, die Ihnen übertragen wird, ist eine viel direktere. In erster Linie haben Sie den ärztlichen Anordnungen Folge zu leisten. Denken Sie aber daran, dass auch solche scheinbar mehr technisch anmutenden Leistungen doch ganz verschieden ausgeführt werden können, selbstverständlich immer vorausgesetzt, dass sie technisch einwandfrei sind. Denken Sie auch daran, wie oft Sie aus hilflosen Patientenaugen angeschaut werden, denken Sie daran, was ein solcher Patient alles von Ihnen erwartet. Sehen Sie Ihre Verantwortung darin, diesem Patienten, den Sie betreuen, Ihr Bestes zu geben, und zwar nicht nur in technisch vollkommener Art, das ist nur erste Voraussetzung, von der wir hoffen, Ihnen während der Schulzeit etwas gegeben zu haben. Denken Sie daran, dass die seelische Kraft, die in den Grundregeln Ihrer Berufsethik so einfach aufgezeichnet ist: «Die Gesundheit erhalten und fördern, die Krankheit heilen, Schmerzen lindern», das Wichtigste ist bei Ihrer Tätigkeit.

Sollten Sie selbst einmal in Not geraten, so dass Sie nicht mehr ein noch aus wissen, weil sie schwerkranke Menschen mit ihren Nöten zu pflegen haben, dann gibt es verschiedene Möglichkeiten. Wenden Sie sich an Ihre nächsten Mitstreiter auf der Abteilung, wenden Sie sich an Ihre Vorgesetzten oder lösen Sie sich vom Spitalbetrieb und machen Sie einfach einen Spaziergang in der Natur. Bewegen Sie sich an frischer Luft, schauen Sie wieder einmal etwas anderes an und besinnen Sie sich auf das Wichtigste in ihrer Tätigkeit. Heutzutage erscheint man allerdings verdächtig, wenn man Zeit aufbringt, einen ruhigen Spaziergang zu unternehmen. Aber nur so können Sie Zwiesprache führen mit sich selbst, der Natur und dem Schöpfer. Nicht nur deutsche Philosophen wie Arthur Schopenhauer oder Griechen wie Aristoteles haben den täglichen Spaziergang empfohlen. Heute sind auch die Aerzte so weit, dass sie einsehen, wie wichtig tägliche Bewegung und Entspannung ist. Die Menschen arbeiten im allgemeinen eher zu viel als zu wenig; von Zeit zu Zeit wäre ein solcher Spaziergang eine grosse Hilfe. Die Gedanken lösen sich aus den Verflechtungen des Alltags im Spital, so dass die Seele bereit ist, frisch umspinnen zu werden.

Wir können Ihnen kein fertiges Rezept mitgeben für Ihren weiteren Lebensweg. Wir haben erwähnt, wie schwer, wie gross auf der einen Seite, wie schön und dankbar auf der anderen Seite die von Ihnen gewählte Aufgabe ist. Tragen Sie Sorge zu Ihrem Beruf, auf dass Ihnen die Freude daran erhalten bleibe; denn letztlich ist

es der enge Kontakt mit dem hilflosen Menschen, der Sie täglich wieder neu beglücken kann. Dazu braucht es aber ein ständiges Arbeiten an sich selbst und auch ein Arbeiten und ein Weiterbilden in technischen Belangen. Ich wünsche Ihnen, liebe Pflegerinnen, für Ihren weiteren Lebensweg von Herzen viel Glück und Befriedigung in Ihrem Beruf.

RÜCKBLICK UND VORSCHAU

Zum erstenmal seit seinem Bestehen hat der Schweizerische Verband der Chronischkrankenpflegerinnen und Chronischkrankenpfleger zu einem Weiterbildungs-Vortrag eingeladen. Voller Erwartung fanden sich am 28. Februar etwa 70 Pflegerinnen und Pfleger, Schülerinnen und Schüler von verschiedenen Schulen und aus vielen Stationen ein. Dr. med. Krebs, Oberarzt der Dermatologie am Inselspital in Bern, sprach über «Hautkrankheiten im Alter».

Im schönen Raum des Schulzentrums des Inselspitals begrüßte Fräulein Ruth Koechlin die Mitglieder und «solche, die es werden wollen!», ferner die Schulschwester des Inselspitals und des Diakonissenhauses Bern. Als Vertreterin des Schweizerischen Verbandes diplomierter Krankenschwestern und -pfleger war Schwester Bettina Bachmann anwesend. Fräulein Koechlin stellte mit Dankbarkeit fest, dass die Pflegerinnen schon oft von Fortbildungskursen des SVDK profitieren durften und der Kontakt mit diesem Verband weiter bestehen bleiben solle.

Herr Dr. Krebs verstand es, uns sofort mit seinem Vortrag zu fesseln. In vielen Lichtbildern zeigte er zuerst die normale Haut, dann die Veränderungen, die bei allen alten Menschen vorkommen. Eindrücklich waren die Bilder über Hautkrankheiten, die vor allem im Alter vorkommen und, bei Vernachlässigung, erschreckende Formen annehmen können. Einige Erläuterungen und Bilder über bösartige Hautkrankheiten liessen uns erkennen, wie wichtig gute Beobachtung und rechtzeitiger Rapport sind in der Pflege unserer Betagten, damit es für erfolgreiche spezialärztliche Behandlung nicht zu spät ist.